

Sprachreflexion und textinterne Mehrsprachigkeit in Ivna Žics *Die Nachkommende* und Lena Gorelik's *Wer wir sind*

Monika Riedel

1. Einleitung

Die unbestreitbare Bedeutung der Mehr- und Anderssprachigkeit als Thema, Motiv und Erzählverfahren für die deutschsprachige Gegenwartsliteratur wird in den letzten Jahren verstärkt zur Kenntnis genommen. Dies belegen nicht nur die anhaltenden (Selbst-)Kommentierungen der Autor:innen in einem breiten Repertoire von Metatexten, auch infolge des sich anbahnenden gesellschaftlichen Paradigmenwechsels, sondern auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit literarischer »Sprachspurensuche«, den Formen textinterner Mehrsprachigkeit und den Techniken multilingualen Schreibens. Zwar kann die aktuelle manifeste Mehrsprachigkeit der literarischen Texte als Ausdruck der Tatsache gesehen werden, dass Literatur stets auch als Resonanzraum ihrer Entstehungszeit fungiert, sie somit für kulturelle Vielfalt steht, aber Literatur ist als ganzheitliche ästhetische Erfahrung genuin mehrsprachig (vgl. Blum-Barth 2021: 11 und 13). Die mehrsprachige Gegenwartsliteratur erzeugt allerdings bewusst auch »eine Strukturähnlichkeit von poetischer und fremder Sprache«, die Esther Kilchmann (2012: 110) als die »Poetizität der Fremdsprache« bezeichnet hat.

Der vorliegende Beitrag befasst sich – von diesem Befund und dieser Prämissen ausgehend – mit den Implikationen der Mehr- und Anderssprachigkeit für die Erzähl- und Schreibweisen der Schriftstellerinnen Ivna Žic und Lena Gorelik. Dabei soll der Frage nachgegangen werden, welche Funktion Sprachen (hier das Kroatische und das Russische) in den im Titel erwähnten Romanen erfüllen und inwieweit sie einerseits in die literarische Versprachlichung und Inszenierung von (post-)migrantischen Brüchen mit hineinspielen, andererseits die Literatursprache beeinflussen und mitgestalten.

Den kontextuellen Bezugsrahmen des Beitrags bildet die literarische Mehrsprachigkeitsforschung zu sog. Sprachwechsler:innen im deutschsprachigen Raum infolge der Migrationsbewegungen seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (vgl. Bürger-Koftis/Schweiger/Vlasta 2010; Siller/Vlasta 2020).

Meine Überlegungen beginnen mit dem Berichtsteil über die theoretischen Auseinandersetzungen mit dem Themenkomplex, wobei vor allem auf das wahrgenommene Ungleichgewicht zwischen der Fokussierung manifester Mehrsprachigkeit und der Präsenz der ›Erstkultur‹ in der ›Zweitkultur‹ zu Ungunsten des kreativ-experimentellen Umgangs mit Sprach- und Kulturdifferenzen eingegangen wird (vgl. Blum-Barth 2015: 12). Danach werden die Besonderheiten der Sprachreflexion und des multilingualen Schreibens mit dem oben genannten Erkenntnisinteresse in den beiden Romanen näher beleuchtet. Im Fazit wird schließlich versucht, die Analyseergebnisse im Gestaltungsspektrum des thematischen Horizonts Migration, Erinnerung, (weibliche) Biografie und Zugehörigkeit zu betrachten.

2. Mehrsprachigkeit in der Literatur und literarische Mehrsprachigkeit

Für die Forschung fügt(ten) die Migrationsprozesse des 20. und 21. Jahrhunderts der umfangreichen Liste der Autor:innen, die von einem lebensweltlichen Sprachwechsel betroffen waren und sind oder individuell motiviert Mehrsprachigkeit als Vehikel ihres literarischen

Schreibens betrachte(te)n, stets neue Namen hinzu, die aber lange nur punktuell Aufmerksamkeit fanden. Als sich der Romanist Georg Kremnitz 2004 dem Phänomen näherte, musste er feststellen, dass Literaturwissenschaft, Soziologie und Sprachwissenschaft bei ihren noch spärlichen Untersuchungen im eigenen fachdisziplinären Rahmen blieben,¹ die Literaturwissenschaft »gewöhnlich in einem biographischen oder ästhetischen« (Kremnitz 2004: 8). Wegen der diagnostizierten Vernachlässigung der Kommunikation in der Sprachwissenschaft, war er um einen »kommunikationssoziologischen Überblick« zur Mehrsprachigkeit in der Literatur bemüht und strebte eine »enge Verknüpfung zwischen *interner* (also formaler) und *externer* Sprachbetrachtung« (ebd.: 12, Herv. i. O.) an. Dieser Beitrag folgt seiner Begriffsbildung² und rekurriert im Zuge der Beschreibung der autofiktionalen Auseinandersetzung und gesellschaftspolitischen Selbstpositionierung der Autorinnen auf einzelne Aspekte seiner Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen »Sprechen und Identität« (vgl. ebd.: 83–103) und der (insbesondere objektiven) Kriterien für die Wahl der Literatursprache (vgl. ebd.: 121–169).

Seit dem Erscheinen der grundlegenden Arbeit von Kremnitz scheint allerdings der »hohe Druck [sowohl] sprachlicher Korrektheit [als auch] ästhetischer und stilistischer Akzeptanz« (Kremnitz 2004: 7), denen Schriftsteller:innen in der Öffentlichkeit allgemein ausgesetzt waren, nachzulassen oder er steht zumindest zur Debatte. Dies belegt nicht nur die öffentliche Wahrnehmung etwa Tomer Gardis und seiner Romane *Broken German* (2016) und *Eine runde Sache* (2021), sondern insgesamt auch der Wandel der feuilletonistischen Kommunikation über Schriftsteller:innen, die die (autobiografische) Erfahrung von Migration, Transkulturalität und Mehrsprachigkeit literarisch aufgreifen (vgl.

1 Vgl. zum »Tabu der Grenzüberschreitung« zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft auch Utsch 2010: 278.

2 Vgl. textinterne oder intratextuelle Mehrsprachigkeit, jene Form der Mehrsprachigkeit in der Literatur, also »innerhalb eines Textes mehrere Sprachen verwendet werden« (Kremnitz 2004: 14).

Riedel 2022). Ob und inwieweit die Literatur von der wachsenden Skepsis gegenüber dem Konzept ›Muttersprache‹ (vgl. Yildiz 2012; Dewaele/Bak/Ortega 2022) und der aktuell in mehreren Wissenschaftsdisziplinen geführten Diskussion um (Neo-)Linguizismus (vgl. Dirim/Pokitsch 2018), um die Abwertung bestimmter Sprachen und Sprachvarietäten, profitieren wird, ist allerdings vorerst unklar.

Ebenfalls wurde in den vergangenen Jahren der Diskurs durch diverse Studien und literaturwissenschaftliche Fallanalysen, die die Funktion und/oder das Kreativpotenzial der Mehrsprachigkeit für das literarische Schreiben untersuchten, belebt (vgl. Bürger-Koftis/Schweiger/Vlasta 2010; Cornejo 2010; Radaelli 2011; Kilchmann 2012; Chiellino/Shchyhlevska 2014; Blum-Barth 2015; Helmich 2016; Dembeck/Parr 2017; Siller/Vlasta 2020; Blum-Barth 2021). Dabei rückte der ›Gebrauch einer fremden Sprache als Grundform poetischer Verfremdung‹ (Kilchmann 2012: 110) allmählich in den Fokus und sprachlich-kulturelle Codes, Wort- und Sprachspiele sowie die dem translingualen Schreiben eigene Sprachlatenz wurden als charakteristische Dispositionen multilingualer Gegenwartsliteratur aufgegriffen. Letzteres kann

»[i]m Unterschied zur manifesten Mehrsprachigkeit als horizontale Form [...] als vertikale Form der literarischen Mehrsprachigkeit aufgefasst werden. Denn während manifeste Mehrsprachigkeit an der Oberfläche des Textes in Form von anderssprachigen Einsprengseln sichtbar wird (das Nebeneinander der Sprachen), ist latente Mehrsprachigkeit in der Hülle der Basissprache des Textes ›vergraben‹, inkorporiert, häufig verschlüsselt (das Ineinander der Sprachen)« (Blum-Barth 2020: 78).

Da die ›einsprachige Mehrsprachigkeit‹ (Blum-Barth 2021: 55) seit der Wende zu den bevorzugten Schreibweisen vieler mehrsprachiger Autor:innen gehört, muss diese Verschiebung laut Natalia Blum-Barth (vgl. ebd.: 64f.) mit Kritik einhergehen. Sie richtet sich gegen eine bewusste Eingrenzung des Untersuchungsgegenstandes auf die ›Mehrsprachigkeit [...] an der Textoberfläche‹ (Helmich 2016: 17) oder

solche Textanalysen, die eine entsprechende Unterscheidung vornehmen, ohne allerdings später die implizite Mehrsprachigkeit der Texte zu berücksichtigen.

Abgesehen davon, dass aus der Perspektive einer sprachkundigen Leser:innenschaft beide Vorgehensweisen aufschlussreich sein können und somit ihre Berechtigung haben, wird in diesem Beitrag grundätzlich davon ausgegangen, dass die konkreten Realisierungen von manifester und latenter Mehrsprachigkeit in den literarischen Texten erheblich variieren können, sodass die Frage nach ihrer Mehrsprachigkeit von Fall zu Fall unterschiedlich und textbezogen beantwortet werden muss (vgl. Blum-Barth 2021: 68). Diesem Umstand Rechnung tragend folgen hier die kurzen Analysen zweier Gegenwartsromane zu der Art ihrer Denkweise über Sprache(n) und zu der Funktion ihrer Mehrsprachigkeit.

3. Sprachreflexion und multilinguales Schreiben bei Ivna Žic und Lena Gorelik

Sprache (und Sprechen) ist in den Texten von Ivna Žic und Lena Gorelik eine zentrale Kategorie, die unmittelbar mit den Themen Herkunft, Heimat und Zugehörigkeit in Verbindung steht. In den hier behandelten Romanen gehen sie einerseits der sprachlichen Kodierung der von außen – durch Familie und Freunde oder die Mehrheitsgesellschaft – an die Erzählerinnen herangetragenen migrationsbezogenen Identitätsbeschreibungen nach, andererseits loten sie die Rolle der Sprache für die Konstruktion von Mehrfachzugehörigkeiten aus. Beide Inhalte werden zudem an die Frage nach einer adäquaten Erzählhaltung und eine vertretbare ›Sprache‹ gekoppelt, die die vielfältigen Erfahrungen mehrerer Generationen auch aus der jeweils eigenen Perspektive einbeziehen soll.

Ivna Žic hat ihren Debütroman *Die Nachkommende* nach mehreren erfolgreichen Jahren als Theaterregisseurin und -autorin vorgelegt. Die formal offene Erzählstruktur des Romans liegt im Erzählgegenstand begründet: Die namenlose Ich-Erzählerin ist mit dem Zug auf dem Weg von ihrem verheirateten Liebhaber aus Paris nach Kroatien, wo

sich, wie jedes Jahr, ihre Familie auf der »Großmutterinsel« (Žic 2019: 15) versammelt hat. Während ihrer Fahrt und ihres dreitägigen Aufenthalts, fügen sich aus ihren Erinnerungen, Gedankengängen und Erfahrungen drei Lebensläufe punktuell zusammen: die geheimnisvolle Geschichte des Großvaters, der wie der Liebhaber der Erzählerin Maler war, sich in Paris versuchte und später seine Träume begraben musste, nach der Rückkehr in die Heimat über sie nicht sprach und auch nicht mehr malte; die der Eltern, die vor dem Jugoslawienkrieg in die Schweiz geflohen sind und der Selbstfindungsprozess der Erzählerin vor dem Hintergrund ihres Liebesverhältnisses, das sie nicht beenden kann, obwohl es ihr nicht gut tut.

Lena Gorelik setzte sich bisher in mehreren deutsch-russisch-jüdischen Familienromanen mit Themen wie Erinnerungskultur, Einwanderung, Anderssein und Freundschaft auseinander und beteiligte sich mit einem Langessay an aktuellen gesellschaftspolitischen Debatten um ›Integration‹ und jüdische Identität. In *Wer wir sind* erzählt ihr Alter ego, die Schriftstellerin Lena,³ ihre persönliche Geschichte und ihre (eigene Version der) Familiengeschichte, in der ebenfalls drei Generationen und ihre Kämpfe um autonome Räume und Selbstbehauptung lebendig werden. Auch das Beschwiegene und das Belastende bekommen in beiden Romanen ihren Platz, teils als (angesprochene) Leerstellen⁴, teils werden sie zu Wort gebracht, »um alles, was uns zusammenhält« (Gorelik 2021: 78) aufzuschreiben.

3 Zur Handhabung der fiktionalisierten Autorenpersönlichkeit bzw. der Gattung Autofiktion bei Gorelik vgl. Heiss 2021: 45–64.

4 Diese betreffen insbesondere die Großelterneneration: So muss in *Die Nachkommende* vor allem die Lebensgeschichte des Großvaters im Detail unerzählt bleiben bzw. erfunden werden, »denn Worte gab es von allen Seiten nur wenige« (Žic 2019: 24), während in *Wer wir sind* öfter die Rede von »Fragen, nicht gestellt« (Gorelik 2021: 72f.) ist, die z.B. die (Liebes-)Beziehung der Großeltern zueinander betreffen.

3.1 Ivna Žics Roman *Die Nachkommende* oder »Zagreb ist ein slanac«⁵

Ivna Žic setzt sich in ihrem Roman mit dem »Bruch« (114), den die Auswanderung verursacht, aus zwei miteinander verschränkten Perspektiven auseinander: Für die Familie der Erzählerin ist diese Erfahrung »unser Nullpunkt, von dort wächst alles aus zwei Richtungen heraus« (13), sodass sich ihr Leben fortan, zeitversetzt zwar, aber vervielfacht an mehreren Orten abspielt und alle zu einem »Sprachspagat« (12) zwingt. Dieser Umstand findet in den formal-stilistischen Textmerkmalen einerseits in der Zersplitterung des Textes, wodurch der Roman stellenweise den Charakter einer Text-Collage hat, andererseits in der manifesten Mehrsprachigkeit seine Entsprechung. Die Erzählerin selbst prägt das Pendeln zwischen Ländern bzw. Städten, mit dem ihre Familie im Laufe der Jahre versucht hatte, die räumliche Diskontinuität aufzuheben, insofern potenziert, dass das Losfahren und das Unterwegssein, aber auch das Auf- und Abbrechen für sie zu einer Lebensform wird. Ob der Begriff des Nomadischen tatsächlich ihrer Selbstbeschreibung entspricht, wie es ihrer Generation öfter unhinterfragt und ihren ›Migrationshintergrund‹ verklärend attestiert wird (vgl. Pörzgen 2017: 46), lässt sich trotz der selbstreflexiven Komponente nicht zweifelsfrei klären.

Im Roman wird Mehrsprachigkeit grundsätzlich als Disposition der globalisierten Welt erfahrbar gemacht. Sprachen begleiten uns im Alltag als ein ›Grundrauschen‹. Nicht nur in offenen Gesellschaften ist das Individuum mit einer Sprachkulisse aus bekannten und unbekannten Sprachen und Sprachvarietäten (sowie deren situationsgebundenen und individuellen Realisierungen) konfrontiert. Bei Žic sind »die alten Gastarbeiterbusse« (106), die »quer durch Europa« fahren, »einmal runter und dann wieder hoch, wie wir sagen« (vgl. »idemo gore, idemo

5 Im Folgenden zitiert nach Žic 2019 mit einfacher Seitenzahl direkt im Fließtext, hier 31. Der Umgang mit den kroatischen sprachlichen Elementen richtet sich im vorliegenden Beitrag nach dem Schreibverfahren der Autorin (vgl. die Erklärungen im Fließtext), sodass auf Übersetzungen dort, wo die Autorin selbst auf sie verzichtet hat, ebenfalls verzichtet wird.

dole«, [107]) ein Symbol hierfür. Die während der Fahrt gesprochenen und gehörten Sprachen sind Kroatisch, Englisch und Schweizerdeutsch (vgl. 113), in einigen Dialogen findet durch die Mischung des Kroatischen und des (Hoch-)Deutschen auch Code-Switching (vgl. 110 und 127) statt. Dass man Sprachen und Sprachvarietäten beim Hören im Alltag mal versteht, mal eben auch nicht, verdeutlicht der stellenweise Verzicht auf Übersetzung.

Mehrsprachigkeit ist im Roman zudem ein historisches Phänomen, woraus sich schlussfolgern lässt, dass Sprache, wie sie im Roman gedacht wird, einer prozesshaften Veränderung unterliegt. Die Sprachkontakte und die daraus resultierenden Sprachvermischungen in diachroner Perspektive werden von den Sprecher:innen oft nicht mehr reflektiert: Die Großeltern und Eltern benutzen, wenn sie Kroatisch sprechen, in Aussprache, Schreibweise und Flexion der annehmenden Sprache angepasste Lehnwörter aus dem Deutschen oder Italienischen:

»Sie kannten und sprachen unzählbar viele deutsche Wörter, eingesprochen wie der ajeršpajz der Großmutter, den sie auf dem šparhet zubereitete, wie der šlafrok, den sie tagsüber trug, und das badečimer, in dem sie sich šminkte und die viklere in die Haare drehte, nebuli šlampav oder kako si šlank, sagte sie oft, du bist so schlank und sei nicht so schlampig, und schnitt den paradajz in den Salat. [...] Die Großmutter und der Großvater lebten in der Stadt der purgeri, Bürger, die lange nach Österreich hingehört hatten.

Die Inselgroßmutter wiederum schnitt den pomidor und lauschte nach Italienien. (145)«

Schließlich ist die durch die Auswanderung erzwungene Mehrsprachigkeit ein soziales Phänomen, das sich nicht im Verstehen und Nichtverstehen der anderen Sprache erschöpft, sondern auch (vielfach ambivalente) Gefühle erzwingt, die, um mit Joanna Pfaff-Czarnecka (2012: 8) zu sprechen, Einfluss auf die »emotionale soziale Verortung [haben], die durch gemeinsame Wissensvorräte, das Teilen von Erfahrungen oder die Verbundenheit durch Bande von Gegenseitigkeit entsteht und bekräftigt wird, die man nicht explizit zu thematisieren braucht«. Wenn die

Ich-Erzählerin ihre Zugehörigkeit zu Land, Stadt oder Gemeinschaft in den Blick nimmt, ist ihre Existenz als Doppelpassinhaberin (vgl. 111f.) eine Randnotiz, ihre Identität als Schweizerin eine Selbstverständlichkeit. Während aber für die Verlorenheit und Fremdheit ihrer Eltern in der Schweiz, »in der Sprachküche, die das Land, aus dem sie hergefahren waren, nachahmte« (144), ihre fehlenden Sprachkenntnisse weniger ausschlaggebend waren als ihre ablehnende Haltung gegenüber dem neuen Umfeld (vgl. »Grünzeug« als bewusste Verballhornung der Grußformel »Grüezi«, [145]), schleichen sich in den Emotionshaushalt der Erzählerin die Gefühle der Distanz und Entfremdung gegenüber ihrem Herkunftsland und ihrer Verwandtschaft ungewollt – über die schwindende Lesbarkeit sprachlicher Codes – ein. Der Verlust der selbstverständlichen Zugehörigkeit manifestiert sich zunächst in der Verwendung des »falschen« Personalpronomens nach der unmittelbaren Ankunft (zu Mechanismen der Inklusion und Exklusion bzw. dem Bekenntnischarakter der Zugehörigkeit vgl. »Jetzt bist du wieder hier, jetzt kannst du wieder uns sagen, nicht euch. Das sind doch alles wir« [22]) und in einer Desautomatisierung der Verwendung des Kroatischen, die die Erzählerin anhand eines Einkaufs beim Bäcker wie folgt beschreibt:

»Jedan slanac, einen slanac, i jednu vodu, wiederhole ich und höre jedem Wort zu, jedan eins, Wasser voda, slanac slanac, [...], es ist nur so, [...], dass ich jedes Mal aufs Neue verstehen muss, dass das, was ich so beiläufig sage, stimmt. Das es genauso klingt wie bei allen vor mir und wie beim Herren nach mir, dass es genau von hier klingt, [...], dass es bei mir aber nachklingt und nachfragt, warum das Gesagte so anscheinend sicher hierhin passt.« (32)

Es handelt sich hierbei um eine Erfahrung, die mit der über zwanzigjährigen Exterritorialität des Kroatischen in der Schweiz zusammenhängt, wo die Herkunftssprache der Eltern zu einer »Familientischsprache, Küchentischsprache« wurde und sich als »aufbewahrte Sprache« (34) nicht weiterentwickeln konnte. Obwohl die Erzählerin sie entsprechend der Erwartungen der Eltern und Verwandten pflegt, bemerkt sie, dass sie

sich »hier [in Kroatien] auf offener Straße so anders« (ebd.) bewegt, als in der kleinen Küche in der Schweiz:

»Da sind Straßen und Plätze, da sind laut rauschende Cafés und Bars, da sind das Kino Europa, Mala Kavana, Nama, wieder und wieder: pe-karnica, als würden sich alle nur von weißem Brot und krafne ernähren; da sind beschriftete Müllheimer, da ist der Eismann, jagoda, čokolada, vanilija, šumsko voće, da sind Zeitungen, Nachrichten, Graffitis an den Wänden, da sind Ožujsko, Karlovačko, Tomislav, Nikola, Andria i Krešo, volim te, bijeli kruh i kiflice, da sind Weinsorten, Kaffeesorten, Torten und Fluchworte, die schimpfen, loben und beides zugleich können, da ist eine herrlich hergerichtete Zagreber Dame, die einer jungen Frau entgegenruft: Isuse kak si zgodna! 'Bem ti miša kak si zgodna! da ist der unübersetzbare Moment, fluchen, beten oder beides zusammen, es hilft der hergerichteten Dame zu sagen, wie schön die junge Frau sei, Jesus und verflucht noch mal, beides kommt da nicht heran, da ist eine Sprache, die davonrennt wie ein übermütiges Kind und gleich stolpert. Diese Sprache, eine oder meine, das Kind oder der Greis, nie richtig, klingt, wie die Eltern in der Küche sprechen und nie so alt, wie sie in Zahlen wirklich ist, klingt im Sommer einen Sommer hinterher und in der Bank oder Post viel zu persönlich, sie kann Großeltern ansprechen und tut es beim Postbeamten gleich [...].« (34f.)

Was in einem größeren Zusammenhang auf dem Spiel zu stehen scheint, ist das »unbekannt bekannte« (40) Zagreb, ein Erfahrungsraum, zu dem man durch eine drei Generationen umfassende Familienabfolge gehört, und

»diese[r] unheimliche [...] Zustand, alles zu kennen oder nichts. Oder: nichts zu wissen und alles zu verstehen. Blind durch die Straßen gehen zu können. Alles zu wissen, nichts zu verstehen. Diese Stadt, durch die schon die pelzmanteltragende Großmutter ging, durch die der flanierende Großvater ging und durch die die Mutter ging, als sie selber noch eine Tochter war« (ebd.).

Das ursprüngliche »Bescheid wissen« (44) durch einen gemeinsamen Alltag wird abgelöst durch sporadische Besuche im Sommer oder zu Hochzeiten und Beerdigungen. Man kommt hierhin, wird aber dort, wo man wohnt, kaum besucht und es interessieren die Orte und Menschen, von denen man erzählt, auch keinen (vgl. 47 und 49). Deswegen kann man »leise beleidigt« (47) sein, muss aber wegen des von der Verwandtschaft ausgeübten kollektiven Anpassungsdrucks trotzdem immer wieder anreisen.

Dass Žic die Frage nach der Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit auch auf der formalen Ebene variiert, verdeutlicht das Wechselverhältnis zwischen der Thematisierung und der Realisierung der Mehrsprachigkeit (vgl. Blum-Barth 2020: 59). Zwar braucht die Verwendung des Kroatischen in der Heimat wegen der Distanz und des reduzierten Sprachgebrauchs in der Schweiz immer wieder eine Neujustierung (vgl. 35), aber gleichzeitig widersetzen sich die anderssprachigen Einsprengsel monolingualen sprachlichen Normierungen. Wenn also Wörter, die im deutschen Text nicht, wie bei fremdsprachlichen Begriffen üblich, durch eine kursive Schreibweise markiert, kroatische Substantive großgeschrieben und auf diese Weise »eingedeutscht« werden (vgl. »Šurlice«, [16]) oder durch parallele Verwendung Sprachen und Schreibweisen gleichberechtigt nebeneinanderstehen (vgl. »Škampi« und »Scampisauce«, [ebd.]), schafft dies durch die Entautomatisierung der Wahrnehmung ein Bewusstsein für neue (soziopolitische) Realitäten (vgl. Kilchmann 2012: 117). Ebenso wird im Roman das oppositionelle Verständnis von Zugehörigkeiten sprachlich vollzogen und ihm eine Absage erteilt. Indem die Autorin das in der Gegenwartsliteratur vielzitierte »Wo kommst du her?« der Aufnahmegesellschaften im Text zu »Kommen Sie von hier?« (32f.) der Herkunftsgesellschaft werden lässt, deren Vertreter:innen ihre Frage genauso inflationär benutzen, wie die Vertreter:innen der Aufnahmegesellschaft ihre, verdeutlicht sie wiederholt die (erzwungene) Gegenseitigkeit der sozialen Beziehungen (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012: 12). Formal kulminiert das Insistieren in der Hervorhebung durch eine durchgehende Großschreibung »KOMMEN SIE VON HIER?« (33) und provoziert ein die Diskussion abschließendes »Ich komme hierhin« (ebd.). Demgegenüber scheint die Verbundenheit

der Erzählerin mit der Schweiz außer Frage zu stehen, denn mit dem an einer einzigen Stelle des Romans an die Erzählerin gerichteten »wo chömmend Ihr her?« (vgl. das Gespräch der Erzählerin mit einem vor fünfzig Jahren aus Luzern zugezogenen Herrn am Zürichsee, [137]) im Gegensatz zu herkömmlichen Erwartungen nicht auf eine vermeintliche ethnisch-kulturelle Fremdheit zur Schweiz angespielt wird, sondern auf ihre durch den Zürcher Dialekt markierte lokale Zugehörigkeit.

3.2 Lena Goreliks Roman *Wer wir sind oder die »Tochter ohne Akzent«*⁶

Für Goreliks autofiktionale Erzählerin ist eine Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft demgegenüber keinesfalls selbstverständlich. Die Schriftstellerin Lena stellt zu Beginn des Romans *Wer wir sind* während ihres alltäglichen Nachdenkens über sprachliche Phänomene fest, dass ihre Kinder und sie zumeist eine andere Sprache sprechen, weil sie keine gemeinsame Muttersprache hätten (vgl. 10). Sie fügt hinzu: »Wenn sie weinen oder wenn sie schlafen, flüstere ich ihnen auf Russisch zu, streichelnde Worte. Es gibt mehr Platz für Zärtlichkeit in der russischen Sprache. Auf Deutsch bringe ich ihnen bei, die Stimme auch für sich selbst zu erheben.« (Ebd.) Sie offenbart damit ein dichotomisches Verständnis von Einzelsprachen und reproduziert den Mythos Muttersprache, die sie zwar verinnerlicht hat, gegen den sie sich aber später in der Erzählung ihrer Familiengeschichte auflehnen wird. Denn der Satz »Lernen Sie erst einmal richtig Deutsch«, durch den sie als Kind und ihre Großmutter und Eltern im Laufe der Jahre wiederholt Herabsetzung erfahren haben und gegen die sie sich zu wehren nicht vermochten (der Vater) oder irgendwann müde aufgaben (die Mutter), packt die »Hierarchie [...] zwischen die Buchstaben« (251), wodurch auch die Sprache der Möglichkeit beraubt wird, sich zu entwickeln (vgl. ebd.). Die Scham, die sie in den Jugendjahren wegen ihrer ethnisch-

⁶ Im Folgenden zitiert nach Gorelik 2021 mit einfacher Seitenzahl direkt im Fließtext, hier 245.

kulturellen und sozialen Herkunft empfand und sie zur kulturellen Mimikry zwang, um negativen Stigmata einer prekären gesellschaftlichen Situierung zu entgehen (vgl. 82f. und 240), musste zwingend in ihrem literarischen Stoff ihren Niederschlag finden (zur Selbstbestimmung durch Schreiben vgl. 229ff.). Der künstlerisch-literarische Aneignungsprozess erfolgt zwar in der Sprache, »die [ihr] am besten gehorcht« (31), aber ihr Schreibimpetus ist gleichzeitig ein sprachpolitisch kritischer, der die eigene Mehrsprachigkeit auch poetologisch produktiv macht.

In *Wer wir sind* ist die textinterne Mehrsprachigkeit vor allem im ersten Drittel dominant, in dem mehrere Kapitel einzelnen Familienmitgliedern und der Rekonstruktion ihrer Lebensgeschichten, die mehrheitlich in die Zeit vor der Einwanderung nach Deutschland fallen und zu den mitgebrachten Erzählungen zählen, gewidmet sind. Koseformen von Verwandtschaftsbezeichnungen, die die liebevolle Art der Beziehung besser ausdrücken (vgl. »бабуля«/»Babulja«, dt. Großmütterchen, [25 und 53]; »мамочка«/»Mamotschka«, dt. Mama, Mütterchen, [47]; »сынок«, dt. Söhnchen, [48]; »дедушка«/»Djeduschka«, dt. Großväterchen, [55]), Glaubenssätze und Gebote der Eltern und Großeltern, die der Erziehung des Nachwuchses dienen (vgl. »Я – последняя буква в алфавите«, dt. »Ich ist der letzte Buchstabe im Alphabet«, [9]; »Не читай на спине«, dt. »Lies nicht, wenn du auf dem Rücken liegst, das macht die Augen kaputt«, [57]), Figurenrede, die die Familienmitglieder charakterisiert (vgl. »такова жизнь«, dt. so ist das Leben, meint, dass das Leben Pflichterfüllung ist, [86]; »с умом«, dt. »mit Bedacht«, [11]), Lösungen aus der Sowjetzeit (vgl. »учиться, учиться, учиться«, dt. »Lernen, lernen, lernen!«, [91]) und Kulinarisches (vgl. »Щи«/»Schtschi«, Kohluppe, [67]; »Сметана«, Sauerrahm, [ebd.]) werden im Text wiederholt auf Russisch genannt, ohne feste Regeln mal in kyrillischer, mal in lateinischer Schrift geschrieben.⁷ Ihre

7 Der Umgang mit den russischen sprachlichen Elementen richtet sich im vorliegenden Beitrag nach dem Schreibverfahren der Autorin. Aus diesem Grund wird auf eine durchgehende Transliteration verzichtet und die Übertragungen der Autorin werden (etwa von Koseformen von engen Familienmitgliedern

exzessive Verwendung steht im Widerspruch zum kulturellen Faktenwissen, das eher spärlich vermittelt wird, vor allem durch die Nennung von historischen Persönlichkeiten (vgl. »Lenin, Wladimir Iljitsch« [88]; »Gorbatschow« [105], »M. M. Zoschtschenko« [229], »Puschkin« [230]), Songs (vgl. das Lied des georgischen Sängers Wachtang Kikabidse, [12]) oder Zeichentrickfilme (vgl. »Чебурашка«/»Tscheburaschka«, [62]), die Generationen geprägt haben. Das Russische, das sogar während eines Besuchs in Russland immer noch »vollkommen in Ordnung« (220) ist, wird somit zum Speicher von Erinnerungen und sinnlichen Eindrücken und bleibt auf diese Weise auch für die (kollektive) Identitätsstiftung bzw. -vergewisserung weiterhin ausschlaggebend. Für das Lesepublikum unterstreicht seine Verwendung im Text die selbstdiagnostizierte umfassende Fremdheitserfahrung der Familienmitglieder auch auf formaler Ebene. Als Erstsprache ist im Roman außerdem das Jiddische der Großmutter präsent, das allerdings entsprechend des Umgangs der Mutter der Erzählerin mit ihrer weißrussisch-jüdischen Herkunft, der Parallelen zu dem der Tochter mit ihrer russischen aufweist, ihre Bedeutung im Alltag längst eingebüßt hat (vgl. »a großn dank«, [81]; »mei Vejgele«, [138]; »Ein gesund'n Kopp«, [210]).

Im zweiten Drittel des Romans findet wegen der Darstellung der Zeit nach der Einwanderung als Kontingentflüchtling nach Deutschland eine thematische Verschiebung hin zur Darstellung des Lebens im Asylheim und zum allgegenwärtigen Gefühl vom Anderssein angesichts des Status als »Ausländer:in« bzw. »Migrantenkind« (vgl. 248, »dass wir anders sind, dass wir geringer sind als sie« [140f.]; »Was sind wir denn hier, nichts?« [201]), zu den Anstrengungen der beruflichen bzw. schulischen Integration sowie der Erlangung der Deutsch- und Zweisprachigkeit.

Der Bruch in der Biografie manifestiert sich auf der formalen Ebene in der Reduktion anderssprachiger Elemente. Es ändert sich auch ihre Funktion, da vor allem der Spracherwerb und Phänomene der Mehrsprachigkeit reflektiert werden: die unterschiedliche Ausprägung der Sprachkenntnisse im Russischen und im Deutschen im Bereich der

oder Eigennamen) aus der kyrillischen Schrift in die lateinische als Zitate übernommen.

Fachsprache (vgl. die fehlenden Namen für Baumarten, Sträucher, Blüten und Pilzsorten im Deutschen [136 und 139]), das Nachdenken über Ausspracheregeln (vgl. die Überlegungen zum nicht-gerollten »R« [137]) und die Wahrnehmung der deutschen Dialekte (vgl. die Verwirrung der Eltern über das Eintauchen der Kinder ins Schwäbische [185f.]). Der Text arbeitet bei Begriffen aus beiden Sprachen, die Alltagsdinge und -phänomene benennen, die in der jeweils anderen Kultur so nicht bekannt sind und die als unübersetzbare deklariert werden (vgl. »Streberin« [33], »антресоли«, »antresoli«, dt. eine Art Zwischenboden, Stauraum über Türen [62]; »Место«, dt. »Platz«, als »Statthalter für Gepäckstück« [124]), sowie bei Redewendungen (»Как у белых людей«, dt. »Wie bei weißen Menschen«, im Sinne von alltäglichem Luxus [180]) mit metasprachlichen Einschüben.

Im letzten Drittel gibt es schließlich eine Verschiebung von der Familiengeschichte zur macht- und dominanzkritischen Bestandsaufnahme im Hinblick auf das Verhältnis der Mehrheitsgesellschaft und der Eingewanderten bzw. Deutsch vs. Herkunftssprachen und Monolingualität vs. Multilingualität. In der Konfrontation des sozial beobachtbaren und institutionell geforderten Verhaltens (vgl. Kremnitz 2004: 97) wird Sprache als Konstrukt entlarvt. Hier werden Sprachvergleiche rarer, es überwiegt die Auseinandersetzung mit Sprachideologien und der Konstruktion von Differenz über die Sprache anhand der Diskriminierungserfahrungen der Eltern, aber auch fremder Personen (vgl. »Lernen Sie doch erst mal richtig Deutsch, bevor Sie Bus fahren«, [251]).

Die Erzählerin beschreibt die ambivalenten Gefühle ihrer Eltern, die neben der fehlenden Anerkennung ihrer Hochschulabschlüsse (vgl. »verstaubte Diplome« [201]) vor allem aus dem gesellschaftlich-politischen Diktat der sprachlichen »Integration« (vgl. 244 und 248) als Sozialisationsziel bei gleichzeitigem Verunmöglichen der gesellschaftlichen Teilhabe wegen des Sprechens mit Akzent erwachsen. Zu diesem Zeitpunkt hat sich die Erzählerin den Weg aus der Unsicherheit, Fremdheit, Demütigungen und Scham allmählich erkämpft, erschafft dafür »ein eigenes Wort [...]: mögenswert« und baut »deutsche Buchstaben zu einem Wall« (145). »Überleben wird meist gestampft, es wird nicht geschlichen« (ebd.) proklamiert die »Tochter ohne Akzent« (245), ergreift das Wort,

(wider-)spricht, stellt sich schützend vor ihre Eltern (vgl. 249). Als deren Enttäuschung über den gefühlten Sprachverlust (vgl. deutsche Wörter im Familienrussisch, [185f. und 254]) und die aus den unterschiedlichen Alltagsrealitäten erwachsende sprachliche Ferne zu den Enkelkindern (vgl. 282), die sie für die Lockerung der Familienbande verantwortlich machen, offenkundig wird, nimmt sie ihre erneute Sprachlosigkeit zum Anlass, ihre Erkenntnisse und Erfahrungen auch literarisch aufzuarbeiten. Sie legt sich ihre Erinnerungen in erzählbare Geschichten zurecht (vgl. 263), hört auf, in ihrer literarisch-ästhetischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit allen gerecht werden zu wollen, und lehrt ihre Kinder, »die Dinge anders zu machen, als das in [ihrer] Kindheit üblich war« (283). Sprache wird auf diese Weise zum Mittel des Widerstands gegen vorgegebene Identitätsrollen und steht für Unabhängigkeit und Nonkonformität.

4. Fazit

Die hier behandelten Romane *Die Nachkommende* von Ivna Žic und *Wer wir sind* von Lena Gorelik thematisieren auf mehreren Zeitebenen eine durch Auswanderung geprägte Familiengeschichte, deren in der Überlieferung vorhandene Brüche und Lücken in der sprachlichen Imagination bewältigt werden. Die beiden exemplarischen Erzählungen über transkulturelle Biografien nehmen dabei das Wechselspiel von Sprache und Zugehörigkeit in den Fokus. Obwohl die Einzigartigkeit der Muttersprache nicht mehr ungebrochen zur identitätswirksamen Selbstbeschreibung der erzählenden Tochtergeneration gehört, machen sie den Sprachverlust als Symptom einer transgenerationalen Entfremdung innerhalb der Familien aus. Mit der Aufnahme der Erstsprache in die Literatursprache werden einerseits die in den Sprachen »abgespeicherten Eigenerfahrungen, kulturellen Prägungen, Vorstellungen, Codierungen im Prozess des Schreibens zusammen- und auseinandergeführt« (Blum-Barth 2015: 13), andererseits wird durch multilinguale Schreibverfahren wie Sprachwechsel, Sprachmischung, Mehrsprachigkeit in der Figurenrede, Zitate, Mehrschriftlichkeit und Übersetzung,

mit je eigener Schwerpunktsetzung der Autorinnen, Mehrsprachigkeit inszeniert.

Neben den am Ende der Aushandlungsprozesse der Erzählerinnen stehenden sprachlich-kulturellen Mehrfachzugehörigkeiten erfahren die Sprachpraktiken der Großeltern und Eltern eine Repräsentation. Denn ganze Generationen von Eingewanderten sprechen die lokale Sprache »oft mit Nachklang. Mit Geschichten dahinter, mit Geschichte, und fallen auf. Fallen heraus, andauernd. [...] Versuchen alles viel richtiger zu machen, als wir [ihre Nachkommen] es tun, und klingen immer anders.« (Žic 2020) Die beiden Autorinnen verfolgen deswegen mit ihrem literarischen Schreiben auch eine kultur- und sprachpolitische Agenda (vgl. Dembeck/Parr 2020: 11), nämlich einen alternativen Umgang mit der lebensweltlichen Mehrsprachigkeit zu etablieren, der die sprachlichen Ressourcen und die in ihnen mitschwingenden Geschichten wertschätzt, wodurch »Klänge und Nachklänge«, um noch einmal mit Ivna Žic (2020) zu sprechen, nicht mehr »unklingend gemacht werden« müssen, um dazugehören.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Gorelik, Lena (2021): *Wer wir sind*. Roman, Berlin: Rowohlt.

Žic, Ivna (2020): Ich frage dich nicht, wer du nicht bist. Hamburger Poetikvorlesung; https://www.nachtkritik.de/index.php?option=com_content&view=article&id=18752:die-hamburger-poetikvorlesung-der-dramatikerin-ivna-zic&catid=53&Itemid=83 [Zugriff am 15.10.2022].

Žic, Ivna (2019): *Die Nachkommende*. Roman, Berlin: Matthes & Seitz.

Sekundärliteratur

Blum-Barth, Natalia (2021): *Poietik der Mehrsprachigkeit. Theorie und Techniken des multilingualen Schreibens*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter.

Blum-Barth, Natalia (2020): »[W]enn man schreibt, muss man [...] die anderen Sprachen aussperren«. Exkludierte Mehrsprachigkeit in Olga Grjasnowas Roman *Gott ist nicht schüchtern*, in: Barbara Siller/Sandra Vlasta (Hg.), *Literarische (Mehr)Sprachreflexionen*, Wien: Praesens, S. 49–67.

Blum-Barth, Natalia (2015): »Einige Überlegungen zur literarischen Mehrsprachigkeit, ihrer Form und Funktion«, in: *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 6, S. 11–16.

Blum-Barth, Natalia (Hg.) (2015): *Literarische Mehrsprachigkeit. Sonderheft der Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 6.2.

Bürger-Koftis, Michaela/Schweiger, Hannes/Vlasta, Sandra (Hg.) (2010): *Polyphonie – Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität*, Wien: Praesens.

Chiellino, Carmine/Shchyhlevska, Natalia (Hg.) (2014): *Bewegte Sprache. Vom ›Gastarbeiterdeutsch‹ zum interkulturellen Schreiben*, Dresden: Them.

Cornejo, Renata (2010): *Heimat im Wort. Zum Sprachwechsel der deutsch schreibenden tschechischen Autorinnen und Autoren nach 1968. Eine Be standsaufnahme*, Wien: Praesens.

Dembeck, Till/Parr, Rolf (Hg.) (2020): *Literatur und Mehrsprachigkeit. Ein Handbuch*, Tübingen: Narr. Online: <https://orbilu.uni.lu/bitstream/10993/33996/1/9783823379119.pdf> [Zugriff am 15.10.2022].

Dewaele, Jean-Marc/Bak, Thomas B./Ortega, Lourdes (2022): »Why the mythical ›native speaker‹ has mud on its face«, in: Nikoly Slavkov/Silvia Melo-Pfeifer/Nadja Kerschhofer-Puhalo (Hg.): *The changing face of the ›native speaker‹. Perspectives from multilingualism and globalization*, Boston/Berlin: De Gruyter Mouton, S. 25–45.

Dirim, Inci/Pokitsch, Doris (2018): »(Neo-)Linguistische Praxen in der Migrationsgesellschaft und ihre Bedeutung für das Handlungsfeld

›Deutsch als Zweitsprache«, in: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 93, S. 13–32.

Heiss, Lydia Helene (2021): *Jung, weiblich, jüdisch – deutsch? Autofiktionale Identitätskonstruktionen in der zeitgenössischen deutschsprachig-jüdischen Literatur*, Göttingen: Vanderhoeck & Ruprecht.

Helmich, Werner (2016): *Ästhetik der Mehrsprachigkeit. Zum Sprachwechsel in der neueren romanischen und deutschen Literatur*, Heidelberg: Winter.

Kilchmann, Esther (2012): »Poetik des fremden Wortes. Techniken und Topoi heterolingualer Gegenwartsliteratur«, in: *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 3, S. 109–129.

Kilchmann, Esther (Hg.) (2012): *Mehrsprachigkeit und deutsche Literatur. Sonderheft der Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 3.2.

Kremnitz, Georg (2004): *Mehrsprachigkeit in der Literatur. Wie Autoren ihre Sprachen wählen*, Wien: Edition Praesens.

Pfaff-Czarnecka, Joanna (2012): *Zugehörigkeit in der mobilen Welt. Politiken der Verortung*, Göttingen: Wallstein.

Pörzgen, Yvonne (2017): »Nomadisches Schreiben: Lena Gorelik und Ilja Trojanow«, in: *Das Wort. Germanistisches Jahrbuch Russland* 18, S. 45–55.

Radaelli, Giulia (2011): *Literarische Mehrsprachigkeit. Sprachwechsel bei Elias Canetti und Ingeborg Bachmann*, Berlin: Akademia.

Riedel, Monika (2022): »Literaturkritische Betrachtungen der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur der Migration(en). Entwicklung, aktuelle Tendenzen und Praxis in Buch- und Literaturblogs«, in: Oliver Ruf/Christoph H. Winter (Hg.), *Small Critics. Zum transmedialen Feuilleton der Gegenwart*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 275–301.

Siller, Barbara/Vlasta, Sandra (Hg.) (2020): *Literarische (Mehr)Sprachreflexionen*, Wien: Praesens.

Utsch, Susanne (2010): »Der exilbedingte Sprachwechsel bei Klaus Mann – im Fokus von Sprach- und Literaturwissenschaft? Ein Plädoyer für interdisziplinäre Grenzüberschreitungen«, in: Dieter Heimböckel/Irmgard Honnef-Becker/Georg Mein/Heinz Sieburg (Hg.), *Zwischen Provokation und Usurpation. Interkulturalität als (un)vollende-*

tes Projekt der Literatur- und Sprachwissenschaften, München: Wilhelm Fink, S. 275–305.

Yıldız, Yasemin (2012): *Beyond The Mother Tongue: The Postmonolingual Condition*. New York: Fordham University Press.